

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Patti Smith

M Train

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

HALTESTELLEN

Café 'Ino	13
Umschalten	37
Der Floh saugt Blut	18
Keinen Pfifferling	95
Uhr ohne Zeiger	111
Der Brunnen	117
Wheel of Fortune	139
Wie ich Mister Aufziehvogel verlor	167
Sandy	189
Vecchia Zimarra	209
Mu (Nichts)	213
Sturmluftdämonen	253
Ein Traum von Alfred Wegener	273
Straße nach Larache	281
Abgeschrittene Erde	297
Wie Linden tötet, was sie liebt	307
Tal der verlorenen Dinge	313
Mittagsstunde	321
Postskript	331

ES IST NICHT SO LEICHT, über nichts zu schreiben.
Genau das sagte ein Cowboy, als ich das Bild eines Traums betrat. Irgendwie schön und äußerst lakonisch balancierte er zurückgelehnt auf einem Klappstuhl, und sein Stetson streifte die bräunliche Außenwand eines einsamen Cafés. Ich sage einsam, denn sonst war da offenbar nichts, nur eine alte Zapfsäule und ein verrosteter Trog mit wenig Wasser, das eine Kette aus Pferdefliegen zierte. Außer ihm war auch niemand in der Nähe, aber das schien ihn nicht zu stören; er zog sich einfach die Hutkrempe über die Augen und redete weiter. Es war ein Silverbelly-Open-Road-Modell, wie Lyndon Johnson es früher trug.

– Aber wir machen weiter, fuhr er fort, und hegen alle möglichen verrückten Hoffnungen. Auf ein Quäntchen Selbsterkenntnis, darauf, das Verlorene zu retten. Es ist eine Sucht, wie Einarmige Banditen oder Golf.

– Es ist viel leichter, über nichts zu reden, sagte ich.
Er ignorierte mich nicht völlig, antwortete mir aber auch nicht.

– Das jedenfalls ist meine unbedeutende Meinung.

– Du bist kurz davor, das Spiel aufzugeben, und willst die Schläger in den Fluss werfen, aber dann hast du's raus, der Ball rollt geradeaus ins Loch, und die Münzen fallen in deine umgedrehte Mütze.

Die Sonne fing den Rand seiner Gürtelschnalle und warf einen schimmernden Lichtstrahl auf die verlassene Ebene. Ein schriller Pfiff ertönte, und als ich nach rechts trat, sah ich seinen Schatten, der eine ganze Reihe weiterer Spitzfindigkeiten aus einem völlig anderen Winkel von sich gab.

– Ich bin schon mal hier gewesen, stimmt's?

Er saß nur da und starrte auf die Ebene.

Mistkerl, dachte ich. Er ignoriert mich.

– Hey, sagte ich, ich bin keine Tote, kein vorbeigehender Schatten. Ich bin aus Fleisch und Blut.

Er zog ein Notizbuch aus seiner Tasche und fing an zu schreiben.

– Du könntest mich wenigstens ansehen, sagte ich. Schließlich ist das mein Traum.

Ich trat näher. Nah genug, um zu sehen, was er schrieb. Sein Notizbuch war bei einer leeren Seite aufgeschlagen, und vier Worte nahmen plötzlich Gestalt an.

Nein, es ist meiner.

– Also, ich will verdammt sein, murmelte ich. Ich schirmte meine Augen ab, stand da und folgte der Richtung seines Blicks – Staubwolken, Pick-up, Steppenhexe, weißer Himmel – so ziemlich nichts.

– Der Schriftsteller ist ein Zugführer, sagte er gedehnt.

Ich wanderte davon und ließ ihn die gedankliche Achterbahnfahrt allein zu Ende führen. Worte, die nachhallten und dann verschwanden, als ich in meinen eigenen Zug stieg, der mich vollständig angezogen in meinem zerwühlten Bett absetzte.

Ich öffnete die Augen, stand auf, wankte ins Badezimmer und spritzte mir rasch etwas kaltes Wassers ins Gesicht. Dann schlüpfte ich in meine Stiefel, fütterte die Katzen, griff meine Wollmütze und meinen alten schwarzen Mantel und ging hinaus in Richtung der oft genommenen Straße, über die Avenue zur Bedford Street und in ein kleines Café in Greenwich Village.

CAFÉ 'INO



Vier Ventilatoren drehen sich an der Decke.
Im Café 'Ino sind nur der mexikanische Koch und ein Junge namens Zak, der mich mit meiner gewohnten Bestellung aus Vollkorntoast, einer kleinen Schale Olivenöl und schwarzem Kaffee versorgt. Mit Mantel und Mütze setze ich mich in meine Ecke. Es ist neun Uhr früh. Ich bin der erste Gast. Bedford Street, während die Stadt zum Leben erwacht. An meinem Tisch, flankiert von der Kaffeemaschine und dem vorderen Fenster, kann ich ungestört allein sein und mich meiner eigenen Welt überlassen.

Ende November. Das kleine Café ist irgendwie kalt. Warum drehen sich dann die Ventilatoren? Wenn ich sie lange genug anstarre, dreht sich ja vielleicht auch mein Verstand.

Es ist nicht so leicht, über nichts zu schreiben.

Ich höre die gedehnte, herrische Stimme des Cowboys und schreibe seinen Satz auf eine Serviette. Wie kann einen jemand im Traum auf die Palme bringen und dann

so dreist sein, einen weiter zu belästigen? Am liebsten würde ich ihm widersprechen, aber nicht nur mit einer scharfen Erwiderung, sondern durch eine Tat. Ich betrachte meine Hände. Ich bin mir sicher, ich könnte endlos über nichts schreiben. Wenn ich nur nichts zu sagen hätte.

Nach einer Weile bringt mir Zak noch einen Kaffee.

– Heute bediene ich dich zum letzten Mal, sagt er feierlich.

Er macht den besten Kaffee in der Gegend, darum stimmt mich das traurig.

– Warum? Gehst du woandershin?

– Ich eröffne ein Strandcafé an der Promenade in Rockaway Beach.

– Ein Strandcafé! Was sagt man dazu, ein Strandcafé!

Ich strecke die Beine aus und beobachte Zak bei seiner morgendlichen Arbeit. Er konnte nicht wissen, dass ich früher auch dem Traum von einem eigenen Café nachhing. Wahrscheinlich fing es an, als ich über das Kaffeehausleben der Beats, Surrealisten und französischen Symbolisten las. Wo ich aufwuchs, gab es keine Cafés, aber sie existierten in meinen Büchern und blühten in meinen Tagträumen. 1965 war ich von South Jersey nach New York gekommen, um mich ein bisschen umzusehen, und nichts schien mir romantischer, als in einem Café in Greenwich Village zu sitzen und Gedichte zu schreiben. Schließlich hatte ich den Mut, ins Caffè

Dante in der MacDougal Street zu gehen. Eine Mahlzeit konnte ich mir nicht leisten, deshalb trank ich nur Kaffee, aber das störte keinen. An den Wänden hingen Drucke von Gemälden in Florenz und Szenen aus der *Göttlichen Komödie*. Die Bilder hängen noch heute, verfärbt durch den Zigarettenrauch von Jahrzehnten.

1973 bezog ich in derselben Straße, nur zwei kurze Blocks vom Caffè Dante entfernt, ein luftiges weiß gestrichenes Zimmer mit einer Küche. Ich konnte vorne aus dem Fenster klettern, mich abends auf die Feuerleiter setzen und das Treiben im Kettle of Fish beobachten, eine der Bars, in denen Jack Kerouac verkehrte. Um die Ecke in der Bleecker Street war ein kleiner Stand, wo ein junger Marokkaner frische Brötchen, in Salz eingelegte Anchovis und frische Pfefferminze verkaufte. Ich stand früh auf und kaufte dort ein. Dann kochte ich Wasser, goss es in eine Teekanne mit Pfefferminze und trank den ganzen Nachmittag Tee, rauchte ein bisschen Haschisch und las Erzählungen von Mohammed Mrabet und Isabelle Eberhardt.

Damals gab es das Café 'Ino noch nicht. Ich saß im Caffè Dante an einem niedrigen Fenster, das auf die Ecke einer schmalen Gasse blickte, und las Mrabets *Das Strandcafé*. Ein junger Fischverkäufer namens Driss trifft einen zurückgezogen lebenden, unangenehmen Kauz, dem ein sogenanntes Café mit nur einem Tisch und einem Stuhl an einem felsigen Strandabschnitt in

der Nähe von Tanger gehört. Die träge Atmosphäre um das Café nahm mich so in Bann, dass ich nichts sehnlicher wünschte, als darin zu verweilen. Wie Driss träumte ich davon, einen eigenen Laden aufzumachen. Ich dachte so oft daran, dass ich ihn fast betreten konnte: das Café Nerval, eine kleine Oase, in der Literaten und Reisende einen schlichten Zufluchtsort finden könnten. Ich stellte mir fadenscheinige Perserteppiche auf Böden mit breiten Dielen vor, zwei lange Holztische mit Bänken, ein paar kleinere Tische und einen Ofen zum Brotbacken. Jeden Morgen würde ich die Tische mit aromatischem Tee einreiben, wie man es in Chinatown macht. Keine Musik, keine Speisekarten. Nur Stille, schwarzer Kaffee, Olivenöl, frische Pfefferminze, Vollkornbrot. Fotos schmückten die Wände: ein melancholisches Porträt vom Namenspatron des Cafés und ein kleineres Bild vom verzweifelten Dichter Paul Verlaine in seinem Mantel, zusammengesunken vor einem Glas Absinth. 1978 hatte ich dann ein wenig Geld und konnte die Kautions für den Mietvertrag eines eingeschossigen Hauses in der East Tenth Street zahlen. Früher war es ein Schönheitssalon gewesen, der jetzt bis auf drei weiße Deckenventilatoren und mehrere Klappstühle leer stand. Mein Bruder Todd überwachte die Reparaturarbeiten, und wir strichen die Wände weiß und wachsten die Holzfußböden. Zwei große Oberlichter durchfluteten den Raum mit Licht. Unter ihnen saß ich mehrere Tage

an einem Kartentisch, trank Kaffee aus dem Deli und plante meine nächsten Schritte. Ich bräuchte Geld für eine neue Toilette, eine Kaffeemaschine und weißen Musselin für die Fenster. Praktische Dinge, die gewöhnlich in der Musik meiner Fantasie verschwanden.

Am Ende musste ich mein Café aufgeben. Zwei Jahre zuvor hatte ich in Detroit den Musiker Fred Sonic Smith kennengelernt. Eine unerwartete Begegnung, die langsam den Kurs meines Lebens veränderte. Meine Sehnsucht nach ihm durchdrang alles – meine Gedichte, meine Songs, mein Herz. Wir durchlitten eine Parallelexistenz und pendelten zwischen New York und Detroit, kurze Rendezvous, die immer in qualvollen Trennungen endeten. Ich plante gerade, wo ein Waschbecken und eine Kaffeemaschine installiert werden sollten, als Fred mich beschwor, nach Detroit zu kommen und mit ihm zu leben. Nichts schien wichtiger, als bei meinem Liebsten zu sein, den ich bald heiraten sollte. Ich verabschiedete mich von New York und den damit verbundenen Ambitionen, packte die wichtigsten Sachen und ließ alles andere zurück – und verlor infolgedessen meine Kautions und mein Café. Es war mir egal. Die einsamen Stunden, die ich, überflutet vom Glanz meines Traums und Kaffee trinkend, an dem Kartentisch verbracht hatte, genügten mir.

Ein paar Monate vor unserem ersten Hochzeitstag sagte Fred, wenn ich ihm verspräche, ihm ein Kind zu schen-



ken, würde er vorher mit mir an jeden Ort der Welt fahren, egal wohin. Ohne zu zögern, entschied ich mich für Saint-Laurent-du-Maroni, eine Grenzstadt im Nordwesten von Französisch-Guayana, an der südamerikanischen Küste des Atlantischen Ozeans. Ich hatte mir schon lange gewünscht, die Ruinen der französischen Strafkolonie zu sehen, zu der man einst Schwerverbrecher verschiffte, ehe man sie weiter zur Teufelsinsel brachte. Im *Tagebuch eines Diebes* hatte Jean Genet Saint-Laurent als heiligen Boden und die dort eingesperrten Häftlinge mit andächtigem Mitgefühl beschrieben. Er sprach von einer Hierarchie unantastbarer Kriminalität, einer männlichen Heiligkeit, die in den schrecklichen Weiten von Französisch-Guayana zu vollster Blüte



kam. Er hatte die Leiter zu ihnen erklommen: Besserungsanstalt, Gelegenheitsdieb und dreifacher Verlierer; doch nach seiner Verurteilung wurde das von ihm so hoch geschätzte Gefängnis wegen unmenschlicher Zustände geschlossen, und die letzten lebenden Insassen wurden nach Frankreich zurückverfrachtet. Genet saß seine Zeit im Zuchthaus von Fresnes ab und beklagte bitterlich, dass er niemals die von ihm angestrebte Größe erreichen würde. Am Boden zerstört, schrieb er: *Man hat mich meiner Infamie beraubt.*

Genet wurde zu spät verurteilt, um der Bruderschaft anzugehören, die er in seinem Werk verewigt hatte. Er musste außerhalb der Gefängnismauern bleiben wie der lahme Junge in Hameln, dem man den Eintritt ins Kin-